

In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 66.

Posen, den 10. September 1927.

Nr. 66.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstrasse 5.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brodorsff.

9. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Arne antwortete, daß er zu müde wäre, aber er könnte ja Klaus bis zum Times-Square begleiten und von dort aus nach Hause fahren.

„Wenn man jetzt schlafen könnte!“ meinte Klaus, als sie beide auf die Straße hinaustraten. „Meinst du nicht, daß es gut sein müßte, sich einfach die Decke über die Ohren zu ziehen und zu schlafen?“

„Kannst du das nicht?“

„Nein, mein Junge, man kann es nicht mehr. Das verlernt sich. — Und man weiß eigentlich nicht einmal recht, woran es liegt. — Man ist zu wach oder zu angeregt oder — was weiß ich? Man braucht irgend eine künstliche Ermüdung — eine Sensation — eine Nervenabspannung, — ja, oder vielleicht ist es auch das Fluidum vieler Menschen, das man noch einmal, kurz vor dem Alleinsein, nötig hat. — Man braucht die Menschen, Arne.“

„Man braucht vielleicht nur einen einzigen Menschen!“ sagte Arne und dachte an Melisse. Nach einer Weile fragte er: „Warum heiratest du eigentlich nicht, Klaus?“

Klaus zuckte die Achseln und starrte zu den Vichirellamen hinauf, neben deren schreienden Flammen die fernern Sterne blaß und ärmlich erschienen. Er gab keine Antwort, aber Arne bemerkte einen Ausdruck um seine Lippen, der ihm sonderbar ans Herz griff.

Sie gingen schweigend bis zum Times-Square und verabschiedeten sich in der Nähe des „Strand“.

„Vergiß nicht, daß bei Mister Stillson unter Umständen noch andere Möglichkeiten für dich vorhanden sind als ein mäßig bezahlter Nachwächterposten,“ sagte Klaus, als er sich verabschiedete.

VII.

Arne wartete, bis Klaus ein Billett genommen hatte und durch die Pendeltür verschwunden war, und ging dann langsam zur nächsten Haltestelle der Elektrischen hinüber. — Es erschien ihm lächerlich, daß er zu Klaus von Müdigkeit gesprochen hatte. Er fühlte sich wach und erregt wie nie zuvor. Er fühlte, daß er Melisse um jeden Preis sprechen mußte. — Er mußte sie warnen — nein, er mußte vor allen Dingen den Duft ihrer Nähe atmen.

Sein Herz pochte wild und begehrtlich. — Wie langsam die Elektrische fuhr! Wie hell die Straßen leuchteten! Arne stellte sich Melisses erstauntes Gesicht vor, wenn er so unvermutet bei ihr einträte. „Ich hätte vorher anrufen sollen!“ dachte er und wurde auf einmal unsicher. Eine erhellte Uhrscheibe in einem Schaufenster wies auf ein Viertel nach neun Uhr. — Man war jetzt an der Siebzigsten Straße. Die Elektrische war fast leer. Der Glanz des Broadway schien allmählich zu verblasen. An der Neunundsechzigsten Straße stieg er aus und legte die wenigen Schritte bis zur Achtzigsten Straße zu Fuße zurück. Er wußte nicht, warum er es tat. Er empfand das Bedürfnis, zu gehen — weit, weit in diese stille, sternenfunkelnende Nacht hineinzumwandern. Ein Fieber der Erwartung verbrannte ihn.

Er bog in die Achtzigste Straße ein und zitterte, als er das Haus erblickte, in dem Melisse wohnte. Es lagen noch Schneewälle zu beiden Seiten der Straße; aber sie begannen sacht zu tauen, denn das Wetter war plötzlich unweidlos.

und die Luft war weich wie im Frühling. Arne näherte sich dem breiten, geöffneten Portal, fand aber nicht den Mut, einzutreten, und ging langsam vorüber.

„Wenn Atherton bei Melisse ist!“ mußte er plötzlich denken. Er versuchte, den Gedanken zu belächeln; aber gleichzeitig sah er sich selber aus dem Lift treten und Atherton die Türe des Apartments D hinter sich schließen. Er fühlte ein Zittern bei der Vorstellung dieses Zusammentreffens; — er wußte plötzlich, daß er Atherton haßte, wie er nie zuvor einen Menschen gehaßt hatte. Es war ein schmerzhafter, eifersüchtiger Haß, der ebenso wild und stark in ihm in die Höhe fladerte wie seine Liebe zu Melisse. — In diesem Augenblick war es ihm, als ob er Atherton töden könnte, um Melisse zu gewinnen. — Arne war bis zum Ende des Häuserblocks gewandert, machte an der Straßenkreuzung mechanisch halt und blickte einem erleuchteten Auto nach, das langsam vorüberfuhr.

Ein Herr und eine Dame saßen in dem Auto. Arne stellte sich vor, daß es Atherton und Melisse sein könnten, und wurde grundlos noch erbitterter. Er machte kehrt und näherte sich Melisses Haustür mit dem Entschlusse, einzutreten. Man könnte dem Mädchen sagen, daß es sich um eine wichtige, unaufschiebbare Angelegenheit handelte. Man könnte sich irgendwie den Eintritt in Melisses Wohnung erzwingen. — Arne lächelte erregt und stieg hastig die beiden Steinstufen zum Eingange hinauf.

Die Vorhalle des großen, vielstöckigen Hauses war matt erleuchtet und leer; der Portier saß schläfrig in seiner Loge, und während Arne, wieder unerschrocken geworden, noch auf der Schwelle zögerte, kehrte der Lift aus den oberen Stockwerken zurück, und der Elevator-Boy öffnete die Tür vor einem schwächling aussehenden Herrn im schwarzen Schlapphut, der mit hastigen Bewegungen in die Halle hinaustrat. Arne erkannte Doktor Merz und zuckte zurück wie bei dem Anblick eines Gespenstes. Er stand neben der Tür an das nasse und kalte Mauerwerk gepreßt, sah den Doktor das Haus verlassen und sich mit raschen und zielbewußten Schritten der Richtung des Broadway zuwenden. Als der Doktor sich weit genug von ihm entfernt hatte, löste sich Arne von der Mauer und glitt wie ein Schatten hinter ihm her.

Er handelte völlig mechanisch, ohne Plan und Ueberlegung. Er erinnerte sich dunkel, daß er etwas ähnliches bereits im Traume einmal erlebt hatte: es war, als wiederholten sich alle Vorgänge des Traumes in einer verzerrten und lächerlichen Weise. Doktor Merz ging bis zum Broadway hinunter, blieb einen Augenblick stehen, als ob er auf eine Elektrische wartete, und rief dann ein vorüberfahrendes Auto an.

Arne zitterte an allen Gliedern. Er hatte die deutliche Empfindung, daß Doktor Merz ihm jetzt entgleiten würde, wie es im Traume der Fall gewesen war. Er stürzte vor und klammerte seine Finger um den Arm des Doktors, gerade als dieser im Begriff war, in das Auto zu steigen.

„Guten Abend, Herr Doktor!“

Doktor Merz war unter der Berührung zusammengezuckt; aber das Gesicht, das er Arne zuwendete, war bleich und ruhig wie immer.

„Berzählen Sie, daß ich Sie in dieser Weise überfalle, Herr Doktor.“

Arne zwang sich zu einem Lächeln, durch das seine Erregung deutlich hindurchschimmerte. Er bemerkte, daß die Linien des Doktors ihren ruhigen Ausdruck verloren.

„Welch ein sonderbares Zusammentreffen!“ sagte er und reichte Arne die Hand. „Wissen Sie, daß ich noch vor etwa einer Viertelstunde von Ihnen gesprochen habe? — Wie geht es Ihnen?“

Seine grauen Brillengläser waren fest auf Arnes Gesicht geklestet. Arne schlug die Augen nieder.

„Danke!“ murmelte er. „Es — es geht mir gut. Ich habe wenigstens die Aussicht auf eine feste Anstellung in der Tasche —“

Er stotterte ein wenig, weil er unter den Augen des Doktors an Melisse de Voor denken mußte. Das Gefühl einer unerklärlichen Verwirrung und Beschämung würgte ihn.

„Wollen Sie nicht einsteigen und ein Stück mit mir fahren?“ fragte Doktor Merz. „Ist es Ihnen recht, daß ich Sie nach Hause bringe?“

Er wartete Arnes Antwort nicht ab, sondern forderte ihn durch eine kurze Handbewegung zum Einsteigen auf. Arne fand nicht die Kraft, der Einladung irgend einen Widerstand entgegenzusetzen. Er kletterte schweigend in das Auto. Doktor Merz rief dem Chauffeur einige Worte zu. Sein Profil lag wie ein gespenstischer Schattenriß auf dem hellen Hintergrunde des Wagenfensters, an dem die Auslagen des Broadway wie lichterfunkelnde Visionen vorüberglitten. Arne vermochte keinen anderen Gedanken zu fassen, als daß das Auto ihn mit jeder Sekunde weiter von Melisse entfernte. Er ärgerte sich, daß er der Aufforderung des Doktors Folge geleistet hatte. Weshalb war er so töricht gewesen, Doktor Merz nachzulaufen? Weshalb ließ er sich durch jeden unermuteten Zwischenfall von seinen Vorzügen abbringen? — Arne schloß die Augen und lehnte den Kopf gegen die Fenster. Was hatte Doktor Merz übrigens bei Melisse gewollt? Liebt er sie vielleicht, gab er sich der Illusion hin, bei Melisse Chancen zu besitzen? Arne mußte lächeln, es war ein höhnisches, grausames und verächtliches Lächeln.

„Ein wenig naiv,“ hatte Melisse gesagt. Nein, es war wahrhaftig nicht nötig, auf den guten Doktor Merz eifersüchtig zu sein.

Und doch erhob sich in Arne auf einmal das deutliche Gefühl einer Abneigung, die so stark war, daß sie in Hab überzugehen drohte. Er mußte daran denken, daß Melisse dem Doktor in dem kleinen, hyazinthenblühenden Zimmer gegenüber geessen hatte. Wahrscheinlich hatte sie das heliotropfarbene Hauskleid getragen und mit schmalen, roten Lippen gelächelt.

Arnes Hände zitterten leise. Doktor Merz sagte:

„Es ist meine Absicht gewesen, Sie im Laufe der vergangenen Tage einmal aufzusuchen und mich nach Ihrem Ergehen zu erkundigen. Aber leider wurde ich durch verschiedene andere Angelegenheiten völlig in Anspruch genommen.“

Seine Stimme klang nicht ganz frei. Irgend eine Verlegenheit vibrierte in ihr.

Arne schwieg. Er hatte das Gefühl, daß er sich bei Doktor Merz für das Geld bedanken mußte. Aber er schwieg dennoch. „Wenn ich diese Stellung bekomme, so werde ich in einer Woche in der Lage sein, die zehn Dollar zurückzugeben,“ dachte er.

Das Auto hatte den Broadway verlassen und fuhr durch dunkle Straßen, die einen stillen und freudlosen Eindruck machten. Doktor Merz erkundigte sich nach dem Namen der Gesellschaft, bei der Arne eine Stellung in Aussicht hätte, und nach der Art dieser Stellung.

„Fräulein de Voor sagte mir, daß sie sich bei Mister Atherton für Sie verwendet hätte.“

Arne zuckte zusammen. Der Ausdruck, der seinen Körper durchschloß, war so deutlich, daß auch Doktor Merz ihn spüren mußte.

„Weshalb erschrecken Sie?“ fragte Doktor Merz. Arne fühlte, daß seine Hände zitterten.

„Weiß Fräulein de Voor —“ Er würgte an den Worten und zögerte einen Augenblick, als ob er sich davor fürchtete, dem anderen ein verhängnisvolles Geheimnis zu verraten.

„Weiß Fräulein de Voor, daß Atherton verheiratet ist?“

Doktor Merz schwieg und sah Arne an.

„Ja —“ sagte er nach einer Pause. — „Ich glaube, Sie

müssen davon überzeugt sein, daß Fräulein de Voor es weiß.“

Arnes Hände zitterten stärker. Sonst sah er sehr still. Die vorübergehenden Lichtreflexe, die durch die Autofenster fielen, entzückten die Blässe seines Gesichtes.

„Begreifen Sie nicht, in welchem Konflikt Fräulein de Voor sich befindet?“ fragte Doktor Merz mit einer sehr sanften und leisen Stimme, die beruhigen und trösten wollte und irgendwie den Gedanken an Grabfränze und Friedhöfe nachrief.

Arne umklammerte mit einer wilden Bewegung das schmale, kühle Handgelenk des Doktors.

„Reinen Sie, daß sie ihn liebt?“

Doktor Merz zuckte die Achseln und lächelte sonderbar. „Wer von uns weiß, was das Worte „Liebe“ bedeutet?“

„Ich meine,“ sagte Arne mit einer plötzlich hervorbrechenden, grundlosen Heftigkeit, „daß uns die Bedeutung dieses Wortes im allgemeinen auch herzlich gleichgültig sein kann. Aber mir ist sie in bezug auf Fräulein de Voor nicht gleichgültig. Ich muß wissen, ob Fräulein de Voor diesen Atherton liebt. Ich gehe daran zugrunde, wenn ich es nicht weiß. — Begreifen Sie es nicht, daß ich daran zugrunde gehen muß —?“

Er schüttelte das Handgelenk des Doktors, das sich kühl und leblos anfühlte, wie das Gelenk eines Toten.

Das Auto hielt. Der Schein einer Laterne fiel in das Innere des Wagens, und Arne erkannte, daß die Züge von Doktor Merz einen müden und traurigen Ausdruck zeigten.

„Man geht immer nur an sich selbst zugrunde, Herr Bester. — Wollen Sie meine Hand nicht loslassen? — Ich glaube nicht, daß Fräulein de Voor Mister Atherton liebt. Und trotzdem bedeutet er vielleicht ihr Schicksal.“

Er warf einen Blick durch das Fenster. Sie müssen jetzt aussteigen, Herr Bester. — Dort drüben ist Ihr Haus.“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensfreude.

O du lichtioniger Tag!
Wein bist du, Liebe und Leben!
Müß' am blühenden Tag
Leicht wie der Falter sehr schweben.
Müß' wie der Bach durch die Au
Eilen mit blühenden Rüssen.
Segeln mit Wöllein im B. au,
Weit, dich jauchend zu grüßen.

Alorentine Gebhardt.

Wie der amerikanische Passionsfilm entstand.

Zur europäischen Aufführung von Cecil B. de Mille's „König der Könige“ in Salzburg.

Ueber Cecil B. de Mille und seine sensationellen Einfälle wird viel geredet, man lacht in Hollywood über ihn, aber trotzdem ist er von allen Regisseuren derjenige, der am meisten interessiert. Seine Fähigkeit, zu überreiben, ist fast genial. Unzählig verkaufte eine amerikanische Schriftstellerin an Cecil B. de Mille eine Novelle, wo man — so erklärte der Sekretär, der sie im Namen von Cecil B. de Mille empfing und die Honnors machte — dabei war, die Regattaszenen zu drehen. Die Dame wurde etwas erschauert; denn es gab ja in ihrer Novelle nicht einen Tropfen Wasser, geschweige einen Ozean — aber nun zeigte sich, daß die ganze Handlung in der Verfilmung an Bord einer Flotte von Milliardenjachten vor sich ging. Während sie zu Cecil B. de Mille's privater Dampfschiff „Castana“ hinausfuhr, traf sie einen Requisiteur, der ihr anbot, wie schwer es doch sei, den Großmächtigen zufrieden zu stellen.

„Das allerschwierigste ist,“ sagte er, „jeden Tag einen neuen Miesehai zu beschaffen.“

„Einen Hai?“ Die Dame wurde immer mehr an der Handlung ihres eigenen Buches irre: „Warum jeden Tag einen neuen Miesehai?“

„Weil Haifische nicht in einem Aquarium leben können. Sie stoßen ununterbrochen mit dem Kopf gegen die Glaswände, bis sie sterben. Und weil wir nie ganz genau wissen, wann Cecil B. de Mille die Szenen mit dem Hai drehen will, müssen wir jeden Tag einen neuen lebendig haben.“

„Aber in meiner Novelle kommt ja gar kein Haifisch vor!“

„Da sind Sie ganz im Irrtum, er spielt die Hauptrolle!“ Die Sache war die: Während in der Novelle der Held seinen einen Fuß auf dem Kriegsschauplatz verlor, fand Cecil B. de Mille das allzu gewöhnlich. Er ließ daher den Fuß von einem Riesenhai abbeißen, während der Held gerade mit einer Milliardenjacht

in der Catalinastraße schwamm. Die Autorin erhielt 25 000 Dollar für ihren Namen und den Titel der Novelle... um zu protektieren, war es zu spät. Sie mußte sich in die verbesserte Handlung fügen.

Wenn eine dramatische Handlung als Filmstoff erörtert wird, und besonders ihre finanziellen Aussichten dabei, wird unweigerlich die Frage gestellt werden:

„Is there any love-interest in it? Kommt Liebe darin vor?“

Ohne Liebe kein amerikanischer Erfolg!

Es ist daher gar nicht so leicht für Jeanie Macpherson, die Dame, die gewöhnlich für Cecil B. de Mille's Filme die Drehbücher schreibt, Liebe im indischen Sinne in die Leidensgeschichte hineinzubringen; aber es ist ihr trotz alledem gelungen... sie hat mit echter dichterischer Freiheit aus dem Matthäus-Evangelium ein Eiferuchtsdrama alltagslicher Art gemacht: Maria Magdalena verliebt sich in Jesus, und das ist das Motiv zu Judas' Verrat.

Cecil B. de Mille hat das Atelier von Thomas H. Ince in Culver City übernommen, und ehe er mit dem „König der Könige“, Greatest Religious Cinema Drama of all Time, wie es bereits in den Ankündigungen heißt, an die Arbeit geht, ließ er in die geschlossene Bühne eine Niesenorgel einbauen. Jeden Morgen singen die Schauspieler und Statisten lottiniert und geschminkt zur Orgelbegleitung: „Onward Christian Soldiers“ (Auf, Ihr Christlichen Soldaten), und Cecil B. de Mille hielt den ersten Tag eine Rede, in der er ungefähr das Folgende sagte:

„Die Geschichte, die wir jetzt verfilmen werden, hat den Sinn der Menschen 2000 Jahre lang beschäftigt. Wenn der Film gut wird, kann er auch den Sinn der Menschen 2000 weitere Jahre beschäftigen.“

Die Geistlichkeit von Los Angeles, gleichgültig welcher Konfession, bemüht sich um die Wette, in dem Atelier Umbacht halten zu dürfen, wo die Geister bei Maria Magdalenas Gastmahl nach auf den bekränzten Bänken liegen und mit zahmen jungen Leovarden spielen, während weiße Pfauen umherkolozieren. Cecil B. de Mille ist berührt darüber, daß er niemals künstliche Blumen oder imitierte Juwelen verwendet... die Edelsteine, die die Richter Jerusalems schmücken, sind echt und von schwindelndem Wert. Hier Detektive sind dazu engagiert, sie nie aus dem Auge zu verlieren. Mit gestielten Wänden auf die schimmernden Hälse und Arme müssen sie von 9 bis 5 Uhr dastehen — und manchmal machen sie noch Ueberstunden. Jeder Mitwirkende erhielt außer dem maschinengeschriebenen Drehbuch ein Exemplar des Neuen Testaments angehängt, und Cecil B. de Mille hat ihnen verboten — so lange wie die Aufnahmen dauern — zu fluchen oder unpassende Reden zu führen. Sie dürfen auch keine Zigaretten rauchen, so lange sie im Kostüm sind.

Alle Naturgenüssen der Welt findet man in der Umgegend von Hollywood vertreten, und das Heilige Land liegt auf der Catalina-Insel dicht vor der Küste des Stillen Ozeans. In einer Bucht ändern hier die Schiffe von „Old Ironside“ und von Douglas Fairbanks' „Schwarzem Piraten“. Durch das klare Wasser sieht man Korallen und Secanemonen in Gärten von Feuer wachsen. Flammfarbige Fische ziehen in dichten Schwärmen über den phosphorleuchtenden Sand des Bodens.

Die Primadonnen wohnen in dem alten Banningschen Hause, erbaut, als die Insel noch der Familie gehörte. Für all die anderen ist eine Zellstadt errichtet. Abends liest Hedwig Reicher ihren Kollegen aus Hofens „Frau vom Meere“ vor. Jeden Sonntag, pünktlich 8 Uhr, wird vor der Werkstatt des Zimmermanns in dem rekonstruierten Nazareth die Messe gelesen. Vater D. G. Lord kommt im Motorboot vom Festlande herüber. Nach der Messe legt er seinen Ornat ab und erscheint in weißem Flanell und Tropenhelm, gute Ratschläge hinsichtlich des biblischen Realismus erteilend. Er betätigt sich praktisch bei der Inszenierung.

Draußen auf dem Wasser liegen Cecil B. de Mille's private Dampfjachten. Er hat zwei: „Cafania“ und „Seward“. Hier versammeln sich nach beendeter Arbeit die Hauptkräfte. Man sieht zunächst in dem schwimmenden Kino den letzten entwickelten Teil des Films, darauf tanzt man nach Radiomusik in der Mondnacht. Cecil B. de Mille trägt einen weißen Smoking.

Das alles ist nur eine nüchterne Aufzählung von Tatsachen. Sie haben Interesse, weil sie den Unterschied zwischen europäischer und amerikanischer Gefühlart beleuchten. Denn was sich bei uns dem Begriffe Blasphemie nähert, ist in Amerika praktisches Christentum. Heber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Henry Seltzer.

Vorurteile.

Von W. Serfenewitsch.

Mestetschkin wurde als Agitator aufs flache Land geschickt. Im ersten Dorfe angelangt, berief er vor allen Dingen eine Versammlung ein.

„Genossen, ich bin hierher gekommen, um euch zu belehren. Wieswegen haben wir gekämpft? Wir haben nicht für etwas gekämpft, sondern gegen etwas... Wir kämpften gegen jahrhundertalte Vorurteile, gegen die Religion, gegen die Finsternis, gegen die veralteten Methoden! Seht euch mal die Kirchen an. Der Turm glänzt, nicht wahr? Aber nicht alles was glänzt ist Gold! Die Religion, das ist das Opium für das Volk! Statt des Kopons sollte man lieber einen Arzt ins Dorf schicken.“

Die Bauern dachten nach, sie überlegten und... ben, in allerhöchster Zeit den Kopon durch einen Arzt zu ersetzen.

Mestetschkin ließ nicht locker. Am... er die alte Kultur, am Dienstag hielt er einen Vortrag über Landwirt-

schaft, am Mittwoch kämpfte er gegen die Religion, am Donnerstag arbeitete er auf dem Gebiete des Kulturfortschrittes, hielt entsprechende Vorträge, am Freitag beschäftigte er sich mit dem Volkssport, am Samstag bearbeitete er die geheimen Schnapsbrenner und die Landstreicher.

Und am Sonntag, da bekam er furchtbare Zahnschmerzen. Diese meldeten sich wie absichtlich in dem Augenblick, als Mestetschkin einen Vortrag gegen die Zauberer hielt. Der Schmerz wurde immer heftiger und heftiger. Mestetschkin lief für einen Augenblick aus dem Vortragsaal, traukelte bald Kölnischwaffer, bald Spiritus auf den Zahn, aber er spülte den Mund abwechselnd mit kaltem und warmem Wasser.

Der Schmerz ließ nicht nach.

Aber trotz des heftigen Schmerzes setzte Mestetschkin sein Referat fort: „In der Medizin ist die Hauptsache Reinlichkeit und die Wissenschaft... Nun, stellt euch mal vor, kann irgendein schmutziges und unerfahrenes Grohmütterchen einer jungen Frau, die überdies noch guter Hoffnung ist, Hilfe bringen? Hier ist unbedingt ein Arzt erforderlich! Ach, der Teufel, wie er bohrt, der Verfluchte!“

„Du solltest den Finger mit einem Stück roter Leinwand umwickeln, das hilft,“ sagte irgend eine alte Frau.

„Hilft es denn?“ lächelte Mestetschkin traurig.

„Selbstredend hilft es. Sobald der Finger umbunden ist, vergeht der Schmerz...“

„Sonderbar,“ sagte Mestetschkin und fuhr fort: „In jedem Krankheitsfalle ist es unerlässlich, sich sofort an einen Arzt zu wenden, keinesfalls an irgendeinen Aupfischer.“

„Was, der Zahn schmerzt sehr?“ fragte eine Frau, als sie bemerkte, daß Iränen Mestetschkins Gesicht bedeckten... „Warte einen Augenblick, ich werde die Tante Kulkina herholen, die kann Zähne bezahnen.“

Mestetschkin fuhr im Vortrage fort, und neben ihm stand die podennarbigte Kulkina, irgendwelche Zauberformeln murmelnd:

„Mildere, mildere den Schmerz, verfluchter Zahn! Der ganze Schmerz soll in ein rotes Schwein eindringen. Du, Täubchen, hatte einen Augenblick mit deinem Vortrag inne, damit der böse Geist aus deinem Zahn entfliehen kann.“

Mestetschkin schwieg, die Zuhörer warteten und sahen zu, wie Kulkina den schlechten Zahn beschwor...

Tropdem hörte der Schmerz nicht auf.

„Zu gehen,“ sagte eine zweite Zuhörerin.

„Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als ins Spital.“

„Ach halte es nicht aus, wenn mir der Arzt im Munde herumstochert!“ wandte Mestetschkin ein. „Vielleicht wird es schon so aufhören...“

„Du solltest Mäusebrot auf den Zahn legen. Das hilft ganz bestimmt. Und in der Nacht sollst du dich auf die linke Seite legen.“

„Ich will's versuchen,“ meinte Mestetschkin resigniert.

„Es wäre besser, zum Arzt zu gehen,“ drängte die erste Zuhörerin, „mein Mitleid hatte vor einem Jahre Zahnschmerzen, die er lange Zeit vernachlässigte, dann mußte man ihm die Wangen aufschneiden...“

„Du willst mir wohl Angst einjagen,“ entgegnete Mestetschkin.

„Also ich fahre fort; bei jedem Anzeichen einer Krankheit muß man sich sofort an den Arzt wenden und nicht erst lange zögern... Ach, das tut weh!“

Die ganze nächste Nacht bereitete sich Mestetschkin zu einem Vortrage über Bodenkultur vor und legte fleißig Mäusebrot auf den Zahn. Für eine Weile ließen die Schmerzen nach, um dann noch heftiger zu werden.

Gegen Morgen war der Schmerz ein wenig gemichen. Das Gesicht war ganz angeschwollen, beinahe wäre es notwendig gewesen, die Wangen zu spülen.

„Du solltest zum Arzt fahren.“

„Es ist aber sehr weit.“

„Wir haben hier die Tante Kjekla, die kann ausgezeichnete Zähne ziehen!“

Mestetschkin suchte die Tante Kjekla auf, diese zog den Zahn. Ungefähr zwei Stunden lang brüllte Mestetschkin vor Schmerzen und dann, als die Geschwulst ein wenig nachgelassen hatte, hielt er einen Vortrag über die neue Kultur...

Die berühmte Geschichte von der Briefmarke und dem Theaterdirektor.

Wenn in einer Zeit der großen Berliner Neben ein bekannter Komiker auftritt und als Regierungsrat allerlei Mißstände erörtert, die im Verwaltungswesen ein sich gegriffen haben, bleibt kein Auge trocken, besonders wenn er auf die Post zu sprechen kommt und sagt: „Wir haben uns schmerzen, schmerzlichen Herzens entschlossen, das erhöhte Porto einzuführen, aber — wie ver-dienen eben dabei!“ Dabei fällt einem eine Geschichte ein, die von einem der berühmtesten Theaterdirektoren erzählt wird.

Dieser Mann begab sich eines Tages auf das Hauptpostamt einer Stadt, in der er ein Gastspiel gab, handigte einem Beamten seine Visitenkarte ein und bat, ihn bei dem Oberpostdirektor zu melden. Dieser erschien sofort an dem Schalter, an dem der Theaterdirektor wartete, und ersuchte ihn sehr höflich, zu ihm in sein Zimmer zu kommen. Der Theaterdirektor lehnte das Anerbieten ab. „Das ist nicht nötig,“ sagte er, „wir können es gleich am Schalter erledigen, ich möchte nämlich nur eine Briefmarke kaufen.“

„Was für eine Briefmarke?“ fragte der Oberpostdirektor erstaunt.

„Ja, was für Briefmarken haben Sie? Würste ich wohl eine Auswahl sehen?“

Der Oberpostdirektor war wirklich verblüfft, aber da er den berühmten und beliebten Theaterdirektor vor sich hatte, wagte er ihn nicht anzuschauzen, wie er es bei jedem anderen Erdenbürger getan haben würde. Er gab deshalb einem Postassistenten Anweisung, dem Theaterdirektor die verschiedenen Marken vorzulegen. Dieser betrachtete alle Marken genau, drehte und wendete jeden Bogen und fragte schließlich: „Und was kostet diese grüne hier?“

„Das ist unsere Fünfpfennigbriefmarke,“ sagte der Beamte. „So? Das ist also feiner Preis? Kann man sie nicht später am Tage billiger bekommen?“

„Nein, das ist immer der gleiche Preis,“ sagte der Beamte verwundert.

„So, aber wenn ich nun vier Stück nehme, bekomme ich doch wohl Rabatt?“

Der Oberpostdirektor, der am Schalter stehen geblieben war, schüttelte den Kopf über das wunderliche Benehmen des berühmten Mannes, aber plötzlich ging ihm ein Licht auf. Er war nämlich vor einer halben Stunde an der Theaterkasse gewesen, und hatte durch allerlei Reden den Kassierer eine halbe Stunde aufgehalten und die glatte Abwicklung des Biletverkaufes verhindert. Wenn also jetzt hier der Theaterdirektor diese sonderbare Szene aufführte und sich wie ein Halbverrückter gebärdete, so wollte er damit dem Oberpostdirektor nur einen kleinen Deutzettel geben. Dessen phlegmatisches Bürgerblut aber empörte sich gegen den „Schauspieler“. Er steckte den Kopf durch die Schalterklappe und sagte: „Ja, entschuldigen Sie, Herr Direktor, es ist aber wirklich ein Unterschied zwischen dem Hauptpostamt und einem Theater.“

„Glücklicherweise, Herr Oberpostdirektor,“ sagte der Theaterdirektor stolz, „lüftete seinen Hut und ließ den verdünnten Beamten mit seinen Briefmarken sitzen, ohne eine einzige verkauft zu haben.“

Aber der traurige Unterschied, den er über sah, ist doch, daß der Oberpostdirektor schließlich ohne Theaterkarten auskommen kann, aber der Herr Theaterdirektor nie und nimmer ohne Briefmarken.

Und da liegt die einschneidende Bedeutung dieser recht unpopulären Portoerhöhung, bei der die „Verdienste“ der Post außer allem Zweifel stehen.

Warum gibt es blaue Augen.

Von Dozent G. Schild, Wien.

Haben Sie blaue Augen? Wenn Sie eine blauäugige Frau heiraten, werden Ihre Kinder blauäugig oder schwarzäugig sein? Können Kinder, deren Eltern braunäugig sind, überhaupt blaue Augen haben? Wiederholt die Natur immer getrennen einen bestimmten Typus?

Dieses Rätsel der Vererbung wurde von Gregor Mendel, einem österreichischen Mönch, durch seine Experimente mit Riesen- und Zwergerbse schon im Jahre 1865 in ihren Grundzügen gelöst. Nach Mendel wird jener Charakterzug, der sich fortwährend wiederholt, der dominierende benannt und im Gegensatz hierzu der verschwindende als der rezessive bezeichnet.

Mendel kreuzte Riesenerbse mit Zwergerbse und erhielt als Resultat Riesenerbse. Aus dem Samen dieser Riesenkinder entstanden 3 Riesenpflanzen und 1 Zwergpflanze. Die Zwergform produzierte lediglich Zwergpflanzen, die anderen drei hingegen setzten sich in 3 Riesenpflanzen und einer Zwergpflanze, also im Verhältnis von 1 zu 3, fort.

Das selbe Prinzip wurde späterhin auch bei tierischen Kreuzungsversuchen als richtig befunden, und die wissenschaftlichen Experimente der letzten Jahrzehnte haben ergeben, daß man den Mendelschen Vererbungsschlüssel auch bei der menschlichen Vererbung anwenden könne. Wir sind also demnach heute in der Lage, Augen- und Haarfarbe der Kinder voraussagen zu können.

Wenn ein braunäugiger Mann ein blauäugiges Mädchen heiratet, und wenn er dominierende, das Mädchen aber rein rezessive Charakterzüge aufweist, werden die Kinder insgesamt braunäugig sein. Sollten jedoch irgend welche überwiegende Faktoren eines blauäugigen Vorkahren vorhanden sein, dann wird eines der vier Kinder möglicherweise blauäugig werden. Doch können auch braunäugige Eltern, von denen der eine oder andere Teil aus einer dominierend-rezessiven Mischung stammt, blauäugige Nachkommen haben.

Die eigentlichen Träger der vererbaren Eigenschaften sind die sogenannten Chromosomen der Keimzellen. Diese Chromosomen sind kleine Körper, welche Farbe annehmen, wenn sie mit einem chemischen Farbstoff behandelt werden, und die sich sichtbar und deutlich von der Zelle abheben, wenn man sie unter dem Mikroskop betrachtet. Wenn sich nun eine Zelle teilt, so teilen sich auch die Chromosomen in zwei Teile und gehen zur Hälfte in jede der beiden durch die Teilung entstehenden neuen Zellen über. Die Faktoren, welche die dominierenden oder rezessiven, also die vorherrschenden oder verschwindenden Eigenschaften bestimmen, sind durch den Zufall bestimmt; dieser Zufall wirkt aber mit größter Genauigkeit. Wenn man 100 weiße Kugeln mit 100 schwarzen Kugeln mischt und 3 Gefäße, nebeneinandergestellt, vor diese eine Hilfskraft postiert, sich selbst die Augen verbindet und die Kugeln paarweise aus der Schüssel nimmt, wobei man der Hilfskraft den Auftrag gibt, sie in folgender Weise aufzutheilen: je zwei paarweise genommene Kugeln in eine Schüssel, je zwei paarweise genommene schwarze bzw. weiße Kugeln in die zweite und dritte Schüssel, so wird man nach Beendigung des interessanten Versuches mit Erstaunen feststellen müssen, daß sich in den drei

Schüsseln 25 weiße Paare, 25 schwarze Paare und 50 gemischte Paare finden!

Literatur und Journalistik.

Der schwäbische Dichter und Kapellmeister Schubart (1739 bis 1791) war in Stuttgart als Verehrer des Gottes Bacchus bekannt. Einst hatte man Schubart, der der Stuttgarter Hofkapelle vorstand, bei einem Festessen an die Seite einer Dame gesetzt, die in der württembergischen Hauptstadt in dem Rufe stand, sich bei jeder Gelegenheit „dichtend“ zu betätigen. Die Tischgäste waren gespannt, ob Schubart von seiner Tischdame mit einem Reimchen bedacht werden würde. Und richtig, nach dem Fischgang war das lyrisch gestimmte Fräulein, das bislang schweigend an der Seite Schubarts gesessen hatte, aufgetaut. Sie erhob ihr Glas und rief ihrem Nachbar zu:

„Meister, seht zu Eurer Ehr,
Trinke ich mein Gläschen leer!“

Fröhlich schmunzelnd tat der Dichter Bescheid, leerte geziemend sein Glas und rief dem weiblichen Reimschmied unter dem fröhlichen Gelächter der Tischgenossen zu:

„Schau, das freut mich königlich,
Daß die Jungfer sauft wie ich!“

Ludwig Tieck schrieb eine Novelle für die „Urania“. Diese geht direkt an die Druckerei. Da meldet ihm der Verleger Brodhäus, er habe zu seinem größten Schrecken wahrgenommen, wie die unter dem Namen Eugenie eingeführte Dame in dem letzten Druckbogen von ihrem Liebhaber konsequent Emilie genannt werde. Aber Tieck blieb ruhig, er ließ nur den Geliebten bei passender Gelegenheit sagen: „Teure Eugenie, die ich auch zuweilen Emilie zu nennen pflege, du bist mir unter beiden Namen gleich wert.“ So zu lesen in einem alten Jahrgang der „Urania“.

Joseph Viktor von Scheffel, der frisch-fröhliche Sängervom Oberhein, war den Handschriftenjägern, die auch auf ihn Jagd machten, nicht sonderlich hold. Auch die Poesiealbumbesitzer hatte der Dichter des „Erlhard“ nicht in sein Herz geschlossen. Einst brachte eine alte Jungfer dem angebeteten Scheffel ihr nahezu vollgetriebenes Poesiealbum und bat um handschriftliche Eintragung in gebundener Rede. Scheffel gewahrte mit Entsetzen, daß das Bändchen gefüllt war mit geistlosen und nichts sagenden Sprüchlein. Er schrieb hinein:

„Dieses Album — bringt ein Kalb um!“

Ferdinand Freiligrath verlobte sich im Jahre 1840 mit Ida Melos. Dieses fröhliche Ereignis meldete der Dichter seinen Freunden und Bekannten durch sein säuberlich gedruckte Karten. Ein besonders Vertrauter Freiligraths, Wolfgang Müller, erhielt mit dem Verlobungskärtchen ein Begleitgeschreiben, das folgendermaßen lautete:

„Das Beiliegende ist das Neueste, was ich habe drucken lassen: und — ich hoffe — — — das Beste!“

Was kein Verstand der Verständigen sieht...

Der kleine Willi besucht seinen Onkel, den berühmten Schriftsteller, in dessen Arbeitszimmer. Er bewundert die große Bibliothek und fragt: „Was tust du denn mit den vielen Büchern?“ — Onkel: „Die brauche ich bei meinen Arbeiten!“ — Willi: „Ach so, aus den Büchern schreibst du wohl ab?“

Wer's liest, verzweifelt.

Schriftsteller: „Am Gottes willen, wo sind denn meine Manuskripte hingekommen, — hat die etwa Baby zerrissen?“

Frau: „Aber Schatz, — das Kind kann doch gar nicht lesen.“

Reportage.

Eine große Berliner Zeitung suchte einen Lokalreporter. Aus zwei Duzend Bewerbern wurden drei auf die engere Wahl gestellt und jeder dieser drei mußte einen Probebericht schreiben. Der eine schrieb:

„Gestern hatten wir einen Anblick, der uns das Blut in den Adern gefrieren ließ. Eine Droschke, die in sehr raschem Tempo die Friedrichstraße hinabgefahren kam, hätte fast ein Kinder-mädchen mit zwei Kindern überfahren. Es hätte eine herzzerreißende Katastrophe gegeben, wenn das Kinder-mädchen nicht in wunderbarer Voraussicht die Kinder zu Hause gelassen hätte und selbst zufällig in einen Drogenladen getreten wäre, als die Droschke vorbeikam. Dann wandte auch der Kutscher, gerade bevor er an die Kreuzung kam, den Wagen um, weil er etwas vergessen hatte, und fuhr in entgegengesetzter Richtung davon. Wäre nicht dieses wunderbare Zusammentreffen von Zufällen gewesen, so wären ein liebender Vater, eine zärtliche Mutter und treue Brüder und Schwestern in tiefstes Weh und fast unerschwingliche Beerdigungskosten gestürzt worden.“

Lüchlichkeit.

Ein Schriftsteller gab einem Manne, den er sehr schätzte, öfter seine neuen Arbeiten im Manuskript zu lesen. Eines Tages sagte dieser zu ihm im Scherz: „Ihr letzter Aufsatz hat mir so gut gefallen, daß ich ihn am liebsten unter meinem Namen drucken lassen möchte.“ „Tun Sie das nur,“ rief der Schriftsteller eifrig. „Sie werden schon sehen, wie ich dann unter meinem Namen Ihre Ansichten widerlege.“

Verantwortl. Schriftleiter: i. B. Alexander Jurisch, Roßau.